



Francesca Melandri  
**Über Meereshöhe** Roman

WAT Wagenbach

die auf mehr Nachtschichten in seinem Leben hindeuteten, als seiner Gesundheit zuträglich waren.

»Ich möchte den Platz tauschen«, rief Paolo.

»... sagte der Delinquent zum Henker«, antwortete der Fahrer. Er sagte das ohne jegliche Ironie, ja, mit monotoner Stimme, schaute dann aber – wieder einmal! – nach hinten, um sich zu vergewissern, ob sein Witz auch wahrgenommen worden war.

Luisa hatte von alldem nichts mitbekommen. Dort wo sie saß, war es zu laut, um dem Wortwechsel folgen zu können. Daher war sie überrascht, als der Wagen jetzt scharf abbremste. Wieder flogen die Köpfe der Insassen nach vorn bis auf den von Luisa, die in die andere Richtung saß und so heftig nach hinten gerissen wurde, dass sie sich fast den Hals verrenkte. Einige Sekunden lang geschah gar nichts, dann erst sah sie durch den Spalt zwischen den Türflügeln Paolo auftauchen.

»Verzeihung, Signora, aber wäre es Ihnen recht, wenn wir die Plätze tauschen?«

Luisa hob den Blick. Der Mann war groß und schlank, sein grau meliertes Haar dicht, seine schönen Gesichtszüge von den Narben einer früheren Akne gezeichnet. Er hatte sein Anliegen fast schüchtern vorgetragen, als ginge es um einen Gefallen für ihn selbst.

»Aber hier ist es furchtbar staubig«, antwortete Luisa verlegen.

»Ebendarum«, erklärte er und hob dabei eine Schulter, wie um hinzuzufügen: *Ich würde wirklich lieber hier sitzen.*

»Wird's heute noch was?«

Der Fahrer sah ihnen über den Rückspiegel zu. Fast mehr neugierig als ungeduldig. Immer noch verwundert über dieses unerwartete Angebot, löste Luisa die Schnur, die die beiden Türflügel zusammenhielt, öffnete sie und sprang hinaus.

»Danke«, murmelte sie an Paolo gewandt.

Der nahm seinen neuen Platz ein, während sie um den Transporter herumlief, um beim Fahrer einzusteigen. Kaum war sie neben ihm, drehte er, indem er ihr direkt in die Augen sah, den Zündschlüssel um und ließ den Motor anspringen. Sie musste sich beeilen, um schnell den Platz einzunehmen, den Paolo freigemacht hatte, sonst wäre sie zu Fall gekommen. Der Transporter war schon wieder angefahren.

Seit der Gründung der Strafkolonie hatte noch jeder neue Gefängnisdirektor beim Amtsantritt als sein dringendstes Vorhaben die Lösung des Problems *Inselstraßengenannt*. Oder genauer, die Lösung des Problems *Schotterstraße*. Denn sie war die einzige, die die ganze Insel durchmaß, von der Zentrale an der Nordspitze ihren Ausgang nahm, dann die verschiedenen Zweigstellen mit den dazugehörenden Feldern verband und schließlich an der Südspitze endete. Hier war der Punkt, der von der Bootsanlegestelle am weitesten entfernt und gleichzeitig der größeren Insel am nächsten lag, allerdings durch die tückische Meerenge davon getrennt. Hier befand sich das Hochsicherheitsgefängnis.

Mit ungetrübtem Enthusiasmus und den besten Vorsätzen nahm jeder neue Direktor die Arbeiten wieder auf, wobei er die Asphaltierung jeweils bei jener Außenstelle beginnen ließ, die, persönlicher Motive wegen, seiner Ansicht nach eine asphaltierte Zufahrt am dringendsten benötigte. Bald jedoch versickerte der Geldstrom wie auch schon bei seinem Vorgänger und Vorvorgänger, trocknete aus wie ein Fluss, der nur zu bestimmten Jahreszeiten Wasser führt, sodass für die Straßenarbeiten nichts mehr übrig war: Die Geldmittel für die Aufrechterhaltung des normalen Gefängnisbetriebs waren ja schon chronisch knapp, umso mehr also für Arbeiten, die sich auch verschieben ließen. All diese

geplatzten guten Vorsätze pflasterten nun die Straße über die Insel, und die Menschen, die sie befuhren, sahen es. Oder besser gesagt, sie spürten es am Hintern, der von Stößen und Erschütterungen nur in der Nähe der »Kittchen« verschont blieb, und selbst dort nur für einige wenige Meter.

Wenn das Ruckeln und Schaukeln aufhörte, wussten die Insassen des Transporters also, dass sie eine der Außenstellen der Strafanstalt erreicht hatten. Die Gebäude, die dazugehörten, ließen mit ihren Wachtürmen, dem Stacheldraht und den vergitterten Fenstern keinen Zweifel an ihrer Bestimmung aufkommen. Dennoch strahlten sie alle auch etwas Bukolisches aus, das fast an einen Bauernhof erinnerte: Ein Gefängnis war von den gepflegten Reihen eines Weinberges umgeben, ein anderes von Weiden, auf denen, von Häftlingen gehütet, Kühe grasten, ein drittes wurde von zwei hohen Getreidespeichern überragt. Überall sah man nicht nur Wachpersonal und Freigänger, sondern auch Haus- und Nutztiere: Esel, Hunde, Katzen, Pferde, Schafe und Ziegen.

Bei jedem Halt stiegen Leute aus. Beim ersten »Kittchen«, dem mit der Viehhaltung, unter anderem auch der Mann mit dem Kofferchen.

»Wie sieht's aus, Dottore?«, fragte der Fahrer. »Machen wir es wie neulich? Soll ich Sie auf der Rückfahrt wieder abholen?«

»Nein, danke, beim letzten Mal musste ich alle gegen Tuberkulose impfen. Heute schaue ich nur nach, ob es neue Fälle gibt. Das müsste schnell gehen. Ich lasse mich von jemandem mitnehmen, sobald ich fertig bin.«

Aufmerksam betrachtete Luisa die Kühe, auf die der Tierarzt gezeigt hatte. Sie gehörten zu einer Rasse, die sie nicht kannte. Es hätte sie interessiert, ob es Milchkühe, Mastrinder oder beides waren, wie viel Milch sie gaben, ob die Kühe, die nur einmal gekalbt hatten, sehr viel weniger Milch gaben als die Pluriparen und wenn ja, wie viel. Der Transporter hatte sich aber bereits in Bewegung gesetzt und jagte bald wieder rumpelnd und Staub aufwirbelnd über den Schotter.

Die Insel besaß einige Erhebungen von, im Verhältnis zur Fläche, stattlicher Höhe, die zu Ebenen hin abfielen, auf denen Weizen, Mais, Hirse und Hafer angebaut wurden. Die einzelnen Kulturen waren durch niedrige Trockenmauern unterteilt, die man fachmännisch nach althergebrachter Art aufgeschichtet hatte. Schmale Streifen aus weißem Sand trennten das Meer von den stehenden Gewässern der kleinen Lagunen dahinter. Ausladende Weingärten, aus denen mal ein Sarazenturm, mal die Trümmer einer alten Befestigungsanlage hervorragten, wechselten sich mit zerklüfteten Felswänden ab. Hier und dort erkannte man die düsteren Eingänge von Höhlen, in denen vielleicht einmal heidnische Kulte gefeiert worden waren. Nur wenige Meter von den aquamarinblauen Wellen entfernt, galoppierte eine Herde Wildpferde an den verrottenden Reusen einer Fanganlage für Thunfisch entlang.

Luisa war hungerig von dieser Landschaft, die so anders war als alles, was sie je zuvor gesehen hatte. Auf der Längsbank, auf der sie saß, war ihr Blick eigentlich ins Wageninnere gerichtet, und so musste sie sich verrenken, um durchs Wagenfenster hinausschauen zu können. Nur in einer besonders heimtückischen Kurve erblickte sie etwas, was ihr vertraut vorkam: ein kleines Kreuz, das mit einem Strauß Trockenblumen geschmückt war.

Neben den Fahrzeugen, die zum Fuhrpark der Haftanstalt gehörten, wie zum Beispiel die Kleinbusse für den Gefangenentransport oder dieser Transporter, verkehrten auf der

Insel auch Privatautos des Gefängnispersonals. Ein Auto aber, das den primitiven Straßenverhältnissen angemessen gewesen wäre, einen Geländewagen also, konnten sich nur der Direktor, der Bereitschaftsarzt und wenige andere leisten. Ganz sicher nicht die einfachen Strafvollzugsbeamten. Die kauften von Schrotthändlern auf dem Festland ausrangierte Wagen ohne Nummernschild und Betriebserlaubnis und brachten sie mit der Fähre auf die Insel. Denn in einer Hinsicht konnten sie ganz beruhigt sein: Mochten sie hier auch auf Wildschweine und weiße Esel stoßen, auf Rebhühner, Wildpferde, Uhus oder Mufflons, so doch ganz gewiss nicht auf eine Verkehrskontrolle. Die Bremsbeläge blank, die Reifen ohne einen Hauch von Profil wurden die Fahrzeuge auf der Inselstraße endgültig ramponiert, verschlissen, zerstört. Jeder Beamte, der einmal, und sei es auch nur für kurze Zeit, auf der Insel Dienst getan hatte, brüstete sich mit dem Erlebnis, wie er einmal fast mit dem Wagen die Klippen hinuntergestürzt sei oder nur mit letzter Not den Frontalzusammenstoß mit einer Felswand vermieden hatte. Doch manchmal blieb auch keiner am Leben, der davon hätte erzählen können.

Luisa stammte aus einer Gebirgsregion, an deren Straßen überall Kreuze, wie sie gerade eines gesehen hatte, aufgestellt waren und die an Menschen erinnern sollten, die häufig sehr jung, häufiger noch betrunken ihr Leben verloren hatten. Deshalb wusste sie, was es bedeutete. Sie bekreuzigte sich und sprach ein kurzes Gebet.

Eine Tränke aus weißem Stein unter einem jahrhundertealten Feigenbaum. Im Hintergrund das Meer. Ein idyllischer Anblick, der aber trog: Denn schon hinter der Kurve tauchten plötzlich die Umrisse des Hochsicherheitsgefängnisses auf.

Es handelte sich um ein niedriges, nur eingeschossiges Gebäude, das sich in verschiedene, durch Innenhöfe getrennte Seitenarme verzweigte. Die Fenster waren nur Lichtschächte, aber das Dach mit seinen leuchtend roten Ziegeln erinnerte an ein Bauernhaus; jenseits der Wachtürme glitzerte das Wasser der Meerenge: Alles verstärkte noch den Eindruck immenser Gegensätze, ja des Absurden, den die gesamte Insel ausstrahlte. Hier jedoch weideten keine friedlichen Kühe um das Gebäude herum, und weder sanft blickende Esel noch Hühner waren zu sehen, auch keine Felder, Beete oder Schuppen mit Ackergeräten. Wer hier drinnen saß, kam mit Sicherheit nie heraus.

Die Fahrt endete an einer Schranke, die zu einem Wachhäuschen aus Stahl und Glas gehörte. Ein Mann kam hervor, trat zur Fahrertür und grüßte mit einem Kopfnicken.

»Nur zwei heute«, sagte der Fahrer.

Der Wachposten nickte wieder.

»Die waren alle letzte Woche hier ...« Er blickte zum Wagenfenster hinein.

Zusammen mit einem jungen Vollzugsbeamten mit kurzgeschorenen Haaren, der vom Urlaub auf dem Festland zurückkam, waren Paolo und Luisa mittlerweile die einzigen Passagiere. Nun, da sich der Transporter geleert hatte, saß Paolo ihr gegenüber auf der anderen Seitenbank. Die Fahrt auf dem Fußboden vor der Hecktür hatte ihre Spuren hinterlassen, und seine Hosenbeine waren mit einer Staubschicht überzogen.

»Den Besuchsschein«, forderte der Mann sie auf.

Paolo hatte das abgestempelte und unterzeichnete Papier bereits in der Hand. Luisa hingegen fand ihren Schein nicht sofort und begann in ihrer Tasche zu kramen. Sie wusste, dass sie ihn nicht vergessen hatte, denn bei der Einschiffung hatte sie ihn bereits vorzeigen müssen. Dennoch wurden ihre Bewegungen immer angespannter. Das Gefühl, bedrängt zu

werden, legte sich erstickend wie ein zu schwerer Mantel über sie. Ganz eingenommen von allem, was sich auf der Fahrt ihrem Blick geboten hatte, zunächst auf dem Meer, dann auf der Insel, hatte sie fast vergessen, weshalb sie überhaupt hier war. Oder zumindest war es ihr nicht mehr so gegenwärtig. Sie hatte sogar den Strommasten längs des Weges keine Beachtung geschenkt, obwohl diese sonst zu den Dingen gehörten, die sie am häufigsten zählte. Die Ankunft vor dem Gefängnis hatte sie dann aus dem fast kontemplativen Zustand gerissen. Der Wachposten richtete nun fest den Blick auf sie, während sie immer hektischer in ihrer Handtasche wühlte. Als sie den Schein endlich gefunden hatte, überkam sie das Gefühl, einer Gefahr entronnen zu sein, obwohl das Papier, säuberlich gefaltet, genau dort in der Seitentasche steckte, wo sie es die ganze Zeit über aufbewahrt hatte. Sie reichte es dem Mann.

Er kontrollierte aufmerksam sowohl ihre als auch Paolos Dokumente, prüfte nach, ob die vorgegebenen Zeiten mit dem übereinstimmten, was seine Armbanduhr anzeigte. Luisa schlug das Herz bis zum Hals, und sie begann, die Knöpfe seiner grauen Uniform zu zählen (vier große in der Mitte, vier kleinere auf den aufgenähten Taschen), dann die Fenster in der Wand hinter dem Wachhäuschen. Bei sieben war sie angekommen, als der Wachposten endlich die Besuchsscheine zurückgab und mit einer vagen Geste, mehr an den Transporter als an dessen Fahrer gerichtet, Anweisung gab, die Fahrt fortzusetzen.

Sie verließen die Straße, die weiter zur Südspitze der Insel führte, passierten auf einer nun asphaltierten Zufahrt die lange Gefängnismauer und erreichten, ihr immer weiter folgend, schließlich die Vorderseite.

Von hier aus vermittelte das Gefängnis einen völlig anderen Eindruck. Zum Gebäude führte ein von Lorbeerbüschen gesäumter schmaler Weg. Hinter den Hecken waren Blumenbeete angelegt und durch exakte Reihen aus verschiedenfarbigen Steinen unterteilt worden: einer grau, einer rosa, einer grau, einer rosa. Das stählerne Tor war blau lackiert und hob sich, hübsch anzuschauen, von der weiß getünchten Fassade ab. Der Bogen darüber war fast barock geschwungen. Von hier aus betrachtet, sah das Hochsicherheitsgefängnis mehr wie eine mexikanische Hazienda aus.

Luisa wandte Paolo den Blick zu.

»Das soll das Gefängnis sein?«, fragte sie ungläubig.

Er nickte kurz. »Ja. Ich konnte es auch kaum glauben, als ich das erste Mal hier war. Es wirkt alles so ...«

Er schüttelte den Kopf, suchte nach dem passenden Wort, beließ es dann aber dabei, auch weil jetzt der Fahrer, der ausgestiegen war, ihnen die Wagentür aufzog. Zusammen mit dem jungen Vollzugsbeamten mit den kurzen Haaren, der sogleich geradewegs auf das Tor zuhielt, stiegen sie aus. Ein Tropfen traf Paolos Nase. Er blickte auf.

»Was ist das denn? Regnet's?«

Luisa streckte den Arm aus und öffnete die Handfläche.

»Nein ...«

Aber auch sie hob den Blick zu den grauen Wolken über ihnen. Unterdessen war der Fahrer zu einer kleineren Tür neben dem Haupttor getreten, die ebenfalls in diesem fröhlichen Blau lackiert war. Er klingelte, während Luisa und Paolo hinzutraten. Ein Gefängniswärter öffnete.

»Nur zwei?«, fragte er, während er die Besucher musterte.

Der Fahrer nickte.

»Hier, pass mal auf. Sag Camba, er soll die Sache nicht in die Länge ziehen. Heute müssen wir pünktlich zurück.«

»Es dauert genauso lange, wie es erforderlich ist«, antwortete der Wärter. »Wenn alles in Ordnung ist, geht's schnell. Wenn was Falsches dabei ist, dauert's. Haben Sie die Sprechscheine?«

Dieses Mal hatten beide, Paolo und Luisa, die Papiere mit der gerichtlich erteilten Genehmigung, ihre Angehörigen genau an diesem Tag und genau zu dieser Stunde besuchen zu dürfen, bereits in der Hand.

»Die Ausweise?«

Sie reichten der Wache ihre Personalausweise.

»Familienstand?«

Luisa zeigte das Blatt mit dem Stempel der kleinen Gemeinde in den Bergen vor, worin bestätigt wurde, dass sie tatsächlich die Ehefrau des Häftlings war. Ebenfalls aufgeführt waren weitere fünf Namen: Anna, Ciriano, Maddalena, Irene und Luca. Aus dem Papier, das Paolo aushändigte, ging hervor, dass seine Familie nur aus zwei Menschen bestand: dem Häftling – seinem Sohn – und ihm selbst.

Der Beamte hielt die Tür offen und bedeutete Luisa und Paolo einzutreten.

Die Ravioli wurden auf der Stelle konfisziert. Camba, ein untersetzter Mann mit Händen so breit wie Maurerkellen, machte sich sogleich daran, wahllos Teigtaschen herauszugreifen und mit einem kleinen Messer mit gezackter Klinge aufzuschneiden, um zu sehen, ob Mitteilungen, Sprengstoff oder andere verbotene Dinge darin versteckt waren. Doch bald schon verging ihm die Lust daran.

»Das geht nicht. Die können wir unmöglich alle öffnen«, sagte er an Luisa gewandt. Sie versuchte, ihn umzustimmen.

»Aber die ganze Arbeit ... Einhundertdreiundfünfzig sind es ...«

»Eben. Viel zu viele, um sie alle aufzumachen.«

»Aber dafür habe ich einen ganzen Tag in der Küche gestanden.«

Es war nichts zu machen: Der Beamte stellte die Schachtel auf den großen Tisch, wo die übrigen konfiszierten Gegenstände lagen. Luisa fiel ihre Tochter Irene ein.

*Das werde ich ihr besser nicht erzählen.*

Auch die kleinen Räuchersalami schnitt der Beamte der Länge nach auf und stülpte das rosafarbene Innere nach außen, als weide er kleine Tiere aus. Es waren bloß zehn, die waren schneller kontrolliert. Sie gingen durch.

Neben vielem anderen hatte Paolo für seinen Sohn ein von seiner Schwester zubereitetes Brathuhn dabei. Als der Beamte das Gerippe zur Hand nahm und durch die Öffnung hineinsah, durch die die Innereien entnommen worden waren, hatte Paolo das unschöne Bild einer Analvisitation vor Augen.

Mittlerweile hatte er lange genug mit Gefängnissen zu tun, um zu wissen, dass man zum Beispiel besser Tabak und Blättchen statt fertiger Zigaretten mitbrachte: Ab und zu geriet man an einen schlecht gelaunten Beamten, der einen verdächtige, Geldscheine eingerollt zu haben, und die Zigaretten konfiszierte. Bei seinem ersten Besuch hatte Paolo einen Fehler gemacht, als er seinem Sohn in der Absicht, dessen Verpflegung mit nahrhafter Kost zu bereichern, drei Steaks mitgebracht hatte. Wie ein Idiot war er sich vorgekommen, als man sie ihm, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren, abnahm.